Zeitschrift: Jahresbericht / Schweizerisches Landesmuseum Zürich
Herausgeber: Schweizerisches Landesmuseum Zürich
Band: 39 (1930)

Artikel: Zwei gotische Zinnkannen aus dem Wallis
Autor: Frei, Karl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-395812

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZWEI GOTISCHE ZINNKANNEN AUS DEM WALLIS

Von Karl Frei.

Am 28. April 1906 fanden Arbeiter, die den Zuleitungskanal für das der Aluminium-Industrie A.-G. in Neuhausen gehörende Werk in Chippis gruben, etwa anderthalb Kilometer im Pfynwald oberhalb Siders, in geringer Bodentiefe erst einige Goldstücke und nachher, nicht weit davon unter einer Steinanhäufung verborgen, die Reste einer Zinnkanne, gefüllt mit Gold- und Silbermünzen, die zum Teil von den mit der Grabung beschäftigten Arbeitern an sich genommen, aber später mit polizeilicher Hilfe wieder gesammelt und vereinigt wurden. Nach Angaben des Genfer Gelehrten Eugène Demole, dessen Untersuchungen wir folgen, konnten von dem Schatze im ganzen 106 Gold- und 492 Silbermünzen für die Aluminiumgesellschaft in Neuhausen geborgen werden. [1]) Wahrscheinlich gehörten dazu auch angeblich aus Leuk stammende Stücke, welche ein Mailänder Antiquar eben zu dieser Zeit seinen Kunden offerierte, und die den gleichen Münzstätten entstammten wie die im Pfynwald gefundenen. Letztere gehören meistens dem 14. Jahrhundert an; nur einige wenige sind dem 13. und beginnenden 15. Jahrhundert zuzuweisen. Festgestellt wurden Pfennige der Abtei St. Maurice, Halbgroschen der 1356 in Betrieb gesetzten gräflich savoyischen Münze von Annecy und des Bischofs Guy de Prangins in Lausanne, Florentiner Goldgulden des 14. Jahrhunderts, Goldzechinen Venedigs, dann eine fast komplette Serie von Mailänder Münzen des 14. Jahrhunderts, französisches Geld, das unter den Königen Ludwig IX., Philipp III. und IV., Ludwig X., Philipp V. und Karl V. geprägt wurde, weiter rheinische Goldgulden und Prägungen ähnlicher Art der Stadt Liegnitz in Schlesien, von Lübeck

[1]) 40 Münzen kamen als Geschenk der Aluminium-Industrie A.-G. Neuhausen im Jahre 1910 in das Landesmuseum.

und Ungarn, des Herzogtums Geldern und der Grafschaft Hennegau. Die jüngsten Münzen, fünf Venezianer Goldzechinen, welche unter dem Dogen Michele Steno zwischen 1400 und 1413 geschlagen wurden, zeigen einen ausgezeichneten Erhaltungszustand.

Für die *Zinnkanne,* in welcher der Schatz dem Bodenversteck anvertraut worden war, trifft dies leider nicht zu. Durch die Bodenfeuchtigkeit war die Leibung zerfressen und brüchig geworden, so dass bei der eiligen, unsorgfältigen Entnahme der Münzen diese Partie vollständig zerstört und als wertlos weggeworfen wurde. Nur der achtkantige aufgewölbte Deckel, der ziemlich intakte Henkel, die ebenfalls in Oktogonform gehaltene Bodenplatte, der 14,5 cm Durchmesser haltende Fuss mit kleinen Ansätzen der aufsteigenden Leibung und drei Einzelstücke der letztern gelang es zu bergen und durch freundliche Vermittlung der Herren Generaldirektor M. Schindler-Escher und Nationalbankdirektor H. Kundert-von Muralt für das Landesmuseum zu sichern. Ein Zusammensetzen der erhaltenen Teile wurde unterlassen, dagegen auf Anregung von Herrn Generaldirektor Schindler durch den Verfasser der Versuch unternommen, eine Rekonstruktion der Kanne in Silber auszuführen. Genaue Vermessungen der noch vorhandenen Stücke und die Heranziehung alter Abbildungen, sowie der im kantonalen Museum in Aarau aufbewahrten grössern Kanne aus der Burgruine Homberg erlaubten mit ziemlicher Sicherheit die in Figur 2 wiedergegebene Nachbildung des ursprünglichen Zustandes. Wie bei der Homberger Kanne (Abb. 3), sind der ausladende hohle Fuss, der birnförmige Leib und der aufgewölbte Deckel achtkantig, der letztere von einem hockenden Löwen bekrönt und durch ein Scharnier, von dem eine Eichel-Krücke ausgeht, mit dem nach unten sich verjüngenden Deckel verbunden. Der Deckel greift durch ein Hängeplättchen, wie dies auch bei den sog. Bernerkannen des 17. und 18. Jahrhunderts der Fall ist, in den ausladenden obern Kannenrand ein. Die eingeritzte Inschrift auf dem Henkel der rekonstruierten Kanne findet

sich auch auf dem Henkel des Originals aus dem Pfynwald. In gotischen Majuskeln zeigt sie den Namen „RO FABRY“ (Abb. 1).

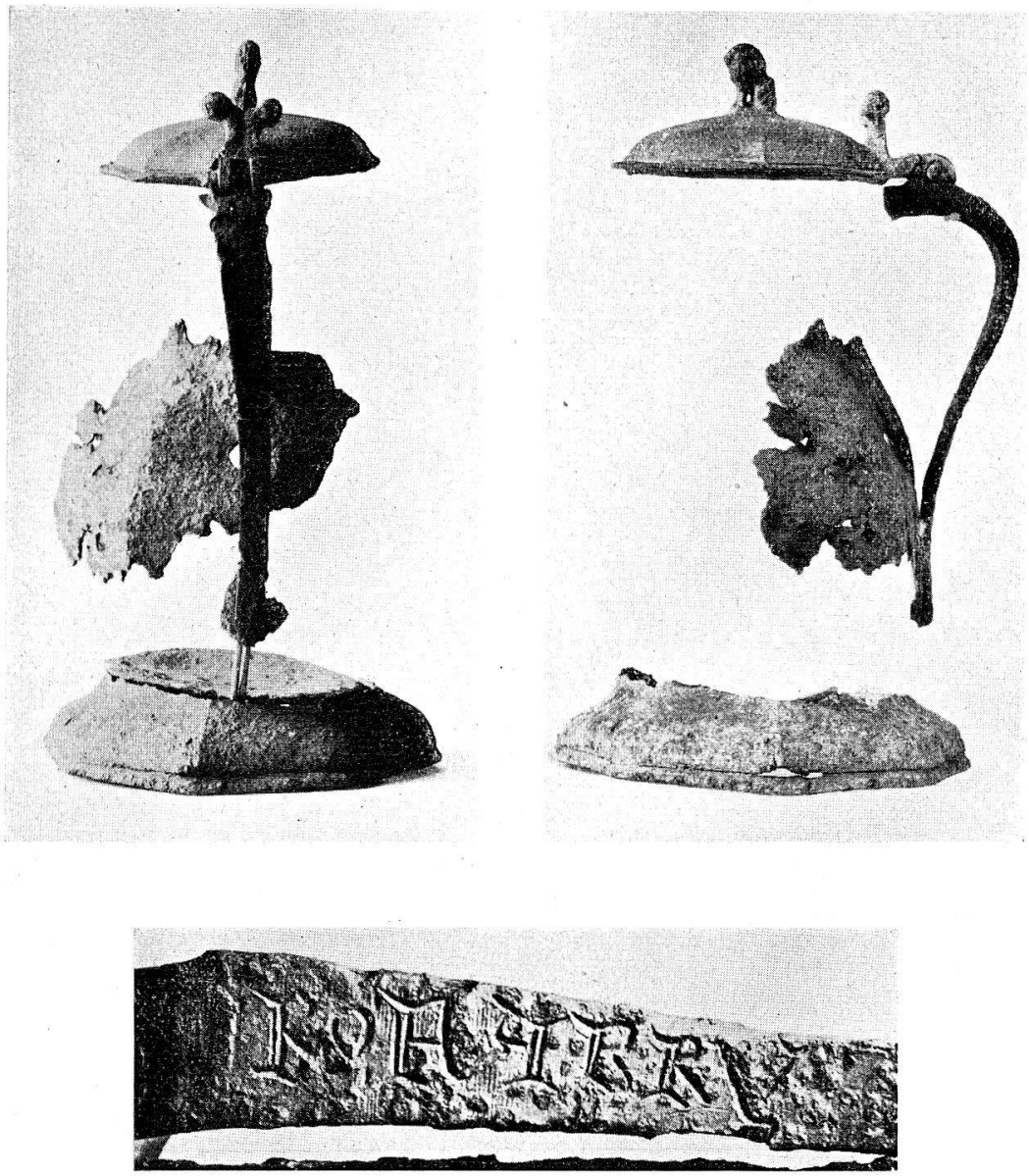

Fig. 1. Zinnkanne aus dem Pfynwald (Wallis). 14. Jahrh. Mitte. Zürich, Schweiz. Landesmuseum.

Ueber die Ursachen, die zum Vergraben des Schatzes führten, und die Zeit, in der dies geschah, lassen sich ver-

schiedene Vermutungen aufstellen. Eine Annahme ist die, es sei die Kanne von irgendeinem Parteigänger des Jost von Silenen, Bischof von Sitten und Anhänger der französischen

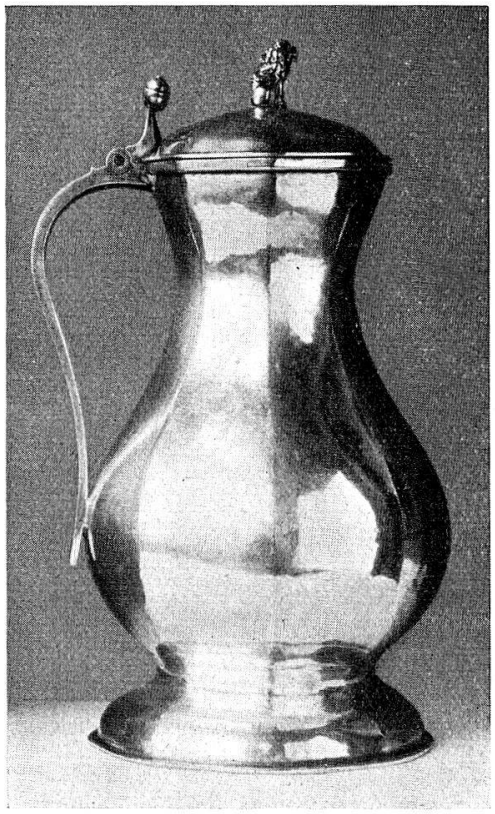

Fig. 2. Rekonstruktion der Kanne aus dem Pfynwald. Privatbesitz.

Partei, vergraben worden, als er durch Jörg Supersax, den Anführer der mailändisch Gesinnten, im Jahre 1496 aus seinem Bistum vertrieben wurde und das Volk, das sich unter dem Zeichen der „Mazze", einer holzgeschnitzten Maske in Keulenform verschworen hatte, gegen die französische Partei vorging.

Demgegenüber glauben wir mit Eugène Demole, es sei der Schatz schon früher, und zwar im zweiten Dezennium des 15. Jahrhunderts, anlässlich der Wirren vergraben worden, welche den Sturz des Hauses Raron zur Folge hatten. Darauf

deutet das Alter der gefundenen Münzen und besonders der sehr gute Erhaltungszustand der jüngsten Stücke, der venezianischen Goldzechinen aus der Regierungszeit des Dogen Michele Steno (1400—1413). Denn das gestattet den Schluss, sie seien nur ganz kurze Zeit im Umlauf gewesen und dann versteckt worden. Es wäre dies also in jener Zeit geschehen, da die Walliser, ergrimmt über den Landeshauptmann Gitschart von Raron — dies weniger wegen seiner Haltung in den Kämpfen der Eidgenossen mit Savoyen um das Eschental, als wegen seinen Bestrebungen „nach dem erblichen Besitz der Herrschaft über das bischöfliche Wallis" — sich im Jahre 1415 unter einem Feldzeichen, auf das eine Hündin mit ihren Jungen gemalt war, erhoben, die Güter des verhassten Freiherrn beschlagnahmten oder zerstörten und es bewirkten, dass dieser mit seiner Gemahlin Margareta von Rhäzüns und seinem Bruder, dem Sittener Bischof Wilhelm V. von Raron gezwungen war, das Land zu verlassen. Gitschart suchte Zuflucht bei Bern, dessen Ausburger er war; die Walliser aber gingen zu ihrer Sicherung ein Landrecht mit Luzern und den Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden ein. Bern suchte den Streit gütlich zu schlichten und beschloss erst, als die Walliser allen Vermittlungsversuchen ablehnend gegenüberstanden, im Sommer 1418 den Krieg. Den Verlauf desselben hat der Berner Chronist Conrad Justinger mit aller Anschaulichkeit festgehalten. Auf einem ersten Zug, den Gitschart von Raron mit einer Schar Stadtberner und Mannen aus der Landschaft im Sommer 1418 auf eigene Faust unternahm, wird den Wallisern Vieh von der Alp Sanetsch weggetrieben. Anfangs Oktober des gleichen Jahres brechen auf Weisung Berns Bewaffnete aus dem Oberland über den Sanetschpass ins Wallis ein. Die Stadt Sitten wird samt der Kathedrale und den anderen Kirchen niedergebrannt, und mit grosser Beute an Geld, Silbergeschirr und Hausrat können die Berner unbehelligt den Rückmarsch antreten. Die Eidgenossen suchen zu vermitteln, ohne aber mehr zu erreichen als einen Waffenstillstand. Im Sommer 1419 beginnt der Krieg von neuem. Die Berner fallen Mitte August,

verstärkt durch Mannschaften von Freiburg und Solothurn, mit 5000 Mann über den Lötschenpass in das Land ein, und im September 1419 ziehen sie ein zweites Mal mit aller Macht

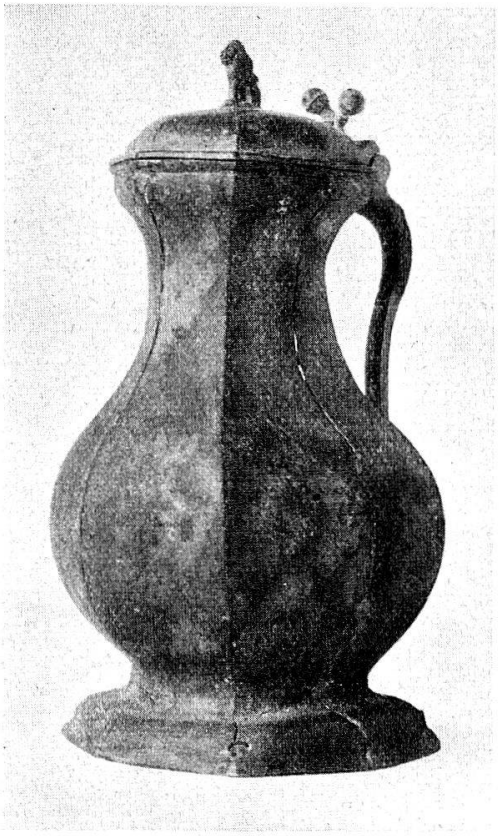

Fig. 3. Zinnkanne aus der Burgruine Homberg.
14. Jahrh. Mitte.
Aarau, Kantonales Antiquarium.

in der Stärke von 13,000 Mann über die Grimsel ins Oberwallis. Gestelen, Oberwald und Unterwasser, sowie St. Ulrichen gehen in Flammen auf; die Walliser aber erringen bei letzterm Ort einen Sieg über einen plündernden Haufen der Feinde. Ein beabsichtigter fünfter Zug der Berner unterbleibt wegen dem neuerlichen Dazwischentreten der eidgenössischen Boten, die es erreichen, dass die Walliser sich einem Schiedsspruch des Herzogs von Savoyen, des Erzbischofs von Tarentaise und des Bischofs von Lausanne unterwerfen, der für sie bedeutend

ungünstiger war als für Gitschart von Raron und seine Berner Verbündeten, da er sie zu hohen Geldzahlungen an die Genannten und an die Kirche in Sitten verpflichtete.

Inmitten dieser Wirren dürfte der Schatz vergraben worden sein, und es mag dabei die Frage aufgeworfen werden, ob nicht als Besitzer desselben jener „RO FABRY“ bezeichnet werden darf, der sich auf dem Kannenhenkel nennt und der vielleicht ein Verwandter des Antoine Fabry, Vitztum in Grône war, der im Raronkrieg sein Leben verlor, oder des savoyischen Parteigängers Pierre Fabry, der als Richter im Wallis um 1400 bezeugt ist.

Mit der Eruierung der Ursachen, die zur Vergrabung der Kanne führten, und der zeitlichen Festsetzung, wann dies geschehen sein möchte, ist für die Datierung der Kanne selbst nur ein Zeitpunkt festgelegt worden, vor welchem sie hergestellt worden sein dürfte. Denn selbstverständlich kann eine schon damals ältere Kanne als Behältnis für die Münzen verwendet worden sein und in ihren Henkel der Besitzer des Schatzes seinen Namen als Eigentümerbezeichnung eingegraben haben.

Dass zeitlich die Kanne sehr wohl aus den Jahren 1415 bis 1420 gegen die Mitte des 14. Jahrhundert gerückt werden darf, beweist die mit ihr verwandte, bereits erwähnte zweite im kantonalen Antiquarium in Aarau. Das Erdbeben, welches in der Nacht des 18. Oktobers 1356 Basel in Trümmer legte und weit über ein halbes Hundert Burgen in der nähern und fernern Umgebung der Stadt zerstörte, brach auch die Mauern des Schlosses Homberg im aargauischen Fricktal, das seither nicht wieder aufgebaut und bewohnt wurde, so dass mit Sicherheit das damals verschüttete Hausgerät zeitlich vor 1356 angesetzt werden darf. Dies betrifft speziell das Zinngeschirr, das man bei den Ausgrabungen der Jahre 1882—1884 im Schutte der Burgruine neben Architekturstücken, Schwertern, Schnallen, Sporen und eisernen Beschlägteilen zutage förderte. Gefunden wurde ein kleines achteckiges Zinnkännchen von 19 cm Höhe, mit Eichelkrücke, spitzovalem Deckel-

knopf und kurzem, in die Schweifung des Halses sich anschmiegendem Röhrenausguss in Form eines drapierten männlichen Kopfes, das auf dem Henkel in gotischen Buchstaben die Inschrift trägt: „M : IEH : DE : BURLUN"; dann eine kreisrunde zinnerne Schüssel mit horizontalem Rand und einem Durchmesser von 35 cm, ein kleineres Tellerchen von 8,5 cm Durchmesser, ein achteckiger Zinnkannendeckel und als für unsere Untersuchungen wichtigstes Stück die 29 cm hohe, in Fig. 3 abgebildete achteckige Kanne, deren Deckel, Fuss und Henkel fast völlig mit den erhaltenen gleichen Teilen der Kanne aus dem Pfynwalde übereinstimmen. Auch letztere könnte also auf Grund dieser Tatsache schon ein halbes Jahrhundert vor den Ereignissen, die zum Vergraben des Schatzes führten, angefertigt worden sein, ja möglicherweise noch früher; denn auch die Hombergerkanne dürfte im Zeitpunkt des Erdbebens von 1356 schon ein gewisses Alter besessen haben.

Bietet so schon die fragmentarisch auf unsere Zeiten gekommene Kanne aus dem Pfynwald wegen ihrem hohen Alter und dem Zurückgehen auf die Frühzeit des Zinngiessergewerbes ein gewisses Interesse, so in erhöhtem Masse eine zweite im Wallis gefundene, die im Berichtsjahre in fast unversehrtem Zustande aus dem Handel erworben werden konnte. In der Höhe 31 cm messend, im Fussdurchmesser 12,7 cm, stimmt sie in der Gesamtform ziemlich mit der Homberger- und der rekonstruierten Kanne aus dem Pfynwald überein. Was sie von beiden unterscheidet, ist der Deckel, der eine weniger aufgewölbte und kantige Form aufweist, nicht mit einem vorstehenden Reifchen in die Kannenmündung hineinpasst, der Bekrönung durch einen sitzenden Löwen entbehrt und mit einer einfachen, ohne Eicheln geschmückten „Krücke" zum Aufklappen versehen ist. Dann wird auch das Deckelscharnier dieser Kanne durch ein kurzes, vorn zugespitztes und bis zur halben Höhe der Deckelwölbung reichendes Band verstärkt und der Henkel im untern, sich verjüngenden Teil nicht so gestreckt, sondern S-förmig

geschwungen zum Kannenbauche übergeleitet. Gleich ist dagegen die Gesamtform, der gedrückte hohle Fuss und die achteckige, horizontale Bodenplatte, die als untere Begrenzung

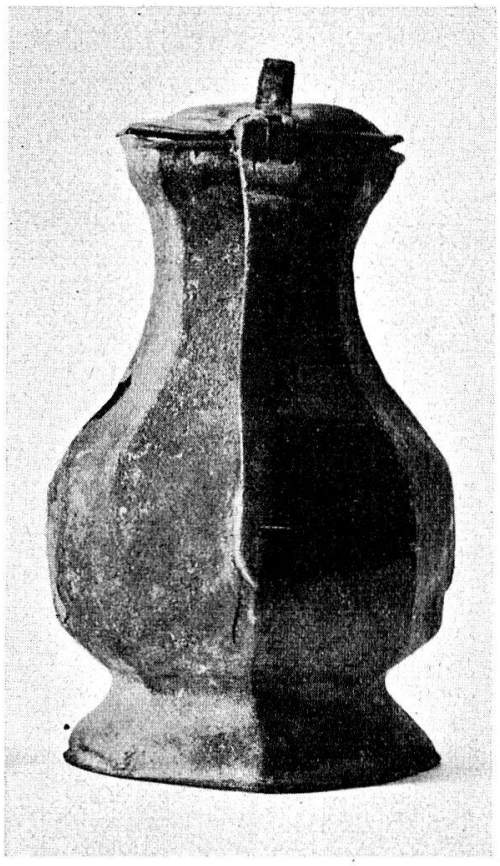

Fig. 4. Zinnkanne aus Siders (Wallis). 14. Jahrh., Ende (?). Zürich, Schweiz. Landesmuseum.

der gebauchten Leibung über der Fusseinziehung eingespannt ist; weiter die obere Partie des Henkels mit der Verstärkung unterhalb des Scharniers, in dessen drei Laschen zwei andere des Deckels eingreifen und durch einen an den Enden vernieteten Stift zusammengehalten werden. (Abb. 4 u. 5.)

Die zweite Kanne soll in einem Felde in der Nähe von Siders gefunden worden sein, also ganz in der Nähe der erstentdeckten. Näheres über die Fundumstände liess sich nicht in Erfahrung bringen. Ungewiss ist es auch, ob das Gefäss als

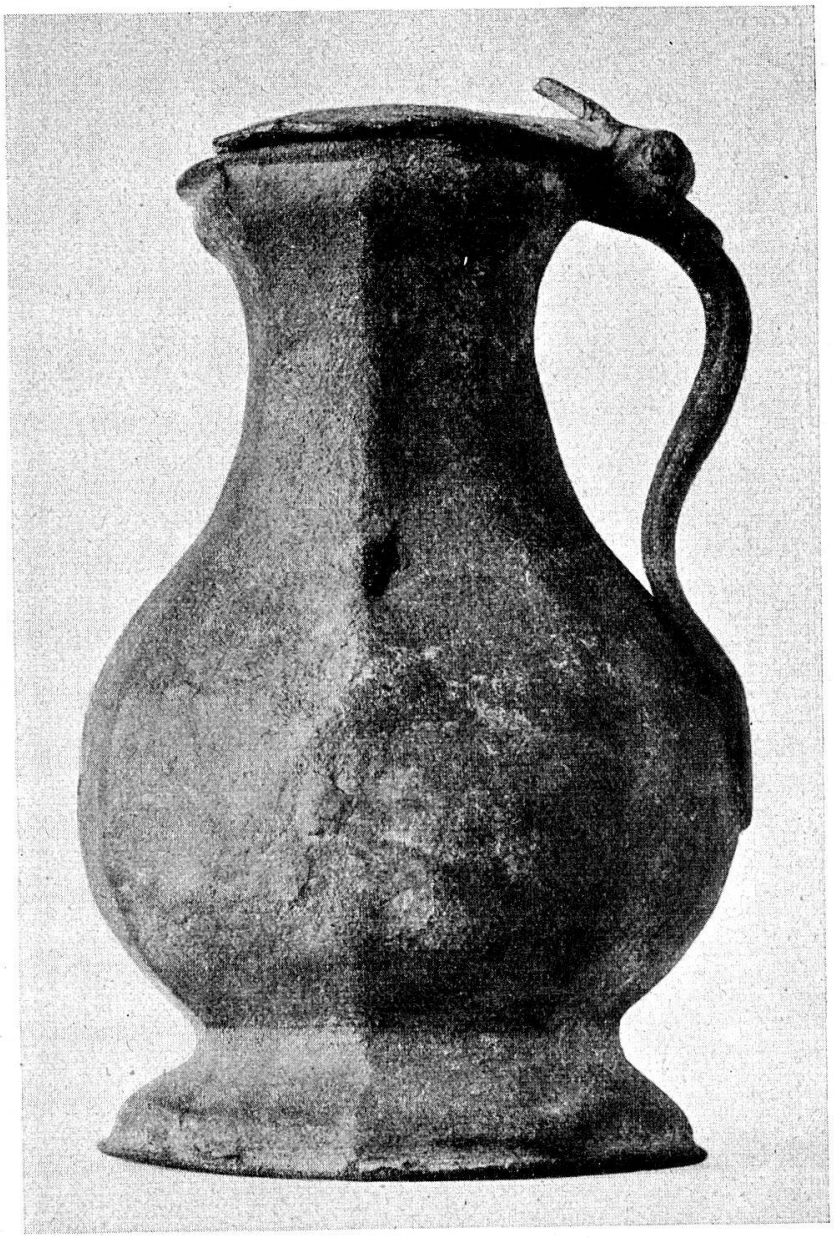

Fig. 5. Zinnkanne aus Siders (Wallis). 14. Jahrh. Ende (?). Zürich, Schweiz. Landesmuseum.

Henkelinschrift siehe Abb. 6.

Behältnis für einen Schatz gedient hat, wie das aus dem Pfynwald stammende. Möglich wäre es; denn gerade zu Siders besass Gitschart von Raron ein Haus, das von den Wallisern gebrochen, und in Leuk, im Tal der Dala und am Ausgang des Gemmi-Passes, einen festen Turm, der verbrannt wurde. Zwischen beiden Orten aber liegt der Pfynwald, wo die Schatzkanne gefunden wurde.

Dass die Siderserkanne zeitlich gleich anzusetzen ist wie die aus dem Pfynwald, beweist nicht nur ihre formale Uebereinstimmung mit letzterer, sondern auch der Schriftcharakter ihrer eingravierten Henkelinschrift, die mit geringen individuellen Abweichungen in den gleichen gotischen Buchstaben gehalten ist wie die Signatur auf der erstbesprochenen Kanne. Sie lautet „RO ЯR". Ein fünfter, U ähnlicher Buchstabe, durch eine Caesur vom zweiten R getrennt, ist wahrscheinlich später eingeritzt worden als die vier ersten Schriftzeichen.

Was das Material der beiden aus dem Wallis stammenden Zinnkannen anbelangt, so scheint der Zinngehalt der Siderserkanne höher zu sein als bei derjenigen aus dem Pfynwald, indem, nach den guten, nicht durch das lange Lagern im feuchten Boden zerstörten Partien zu schliessen, die letztere eine schwärzlichere, wohl von stärkerm Bleizusatz herrührende Färbung zeigt als die erstere. Die gelbliche Tönung des Zinns bei der Siderserkanne mag vom Hitzegrad der Gussmasse stammen. Beim Schmelzen nimmt nämlich das Zinn erst eine weisse, bei stärkerer Erhitzung gelbe und zuletzt bläuliche Färbung an. Die Rostflecke erklären sich aus Verunreinigungen des Zinns durch Eisen, die ganz dunkelgefärbten Stellen vielleicht durch Arsenbeimengungen.

Mit den eben erwähnten Feststellungen ist auch schon gesagt, dass die Kannen mittelst dem *Gussverfahren* und nicht durch Treiben aus dünnen Zinnplatten und Zusammenlöten der einzelnen Lamellen hergestellt worden sind. Welche der beiden Techniken die ältere ist, erübrigt sich hier zu untersuchen. Sicher wurde schon zur Römerzeit der *Zinnguss* geübt. Kleine, spannelange Relieffiguren hat man als Beigaben in

Praenestinergräbern gefunden. Auch an die aus einer Legierung von Kupfer und Zinn gegossenen Nadeln, Werkzeuge und Waffen der Bronzezeit darf erinnert werden. Dass dem frühen Mittelalter der Zinnguss ebenfalls bekannt war, bezeugen die Angaben des Benediktinermönches Theophilus über die Anfertigung zinnerner Ampullen, Messkännchen, aus der Wende des 11. zum 12. Jahrhundert. Er beschreibt ausführlich den Guss aus verlorener Form, das Abdrehen der Gefässe auf der Drehbank, das Glätten und Polieren und Zusammenlöten der Teile. Um eine eiserne Spindel, die in der durch Menschenkraft getriebenen Drehbank eingespannt werden kann, wird ein Tonkern gelegt und dieser in der Form des Gefässinnern abgedreht. Auf den Kern kommt eine Wachsschicht in der Dicke der Gefässwandung und darüber schliesslich ein Tonmantel. Nach dem Trocknen des Mantels wird das Wachs ausgeschmolzen und der so entstehende Hohlraum zwischen Kern und Mantel mit flüssigem Zinn, dem etwas Quecksilber beigegeben ist, ausgefüllt. Sobald das Zinn erkaltet ist, wird der äussere Tonmantel weggeschlagen, das noch über den Tonkern gestülpte gegossene Gefäss auf der Drehbank abgedreht, mit „Asperella" poliert und mit einer Mischung von zerkleinerten Zinnspänen und Quecksilber ab-, sowie mittelst eines Tuches trocken- und hellgerieben. Nach dem Herausziehen des Tonkerns wird das Bodenloch, durch das die eiserne Spindel zum Einspannen in die Drehbank durchging, durch Aufhämmern eines Zinnplättchens oder Aufschmelzen eines Bleistückes, das mit dem Hammer vertrieben wird, geschlossen. Die Herstellung des Ausgussrohres geschieht folgendermassen: Ein spaltbares Stück Holz wird „rundgeschnitten und mit dem Bohrer der Länge nach, aber nicht ganz bis zum Ende, durchbohrt und in der Mitte gespalten . .; im Körper desselben wird ein Loch gemacht, hierauf ein rundes, der innern Weite des Eingusses entsprechendes Stück Eisen eingeschoben, mit feinem Ton bestrichen, aussen fest verbunden und das warmgemachte Zinn eingegossen". Nach dem Abkühlen löst man das Holz aus, dann feilt und glättet

man den Ausguss und verbindet ihn durch Löten mit dem Gefäss. In gleicher Weise werden die Henkel und die Bänder, daran die Deckel hängen, mit dem Gefäss verbunden. Die Prozedur des Lötens geschieht so, dass der eine Teil mit dem Rand an den andern geschoben wird. Dann werden die Ansatzstellen durch Auflagen von heisser Asche erwärmt und mit gehämmertem, feinst verteiltem und mit einem Drittel Blei gemischtem Zinn belegt. „Hast du dann ein mässiges Kohlenfeuer angewendet, so schmiere alsbald, wenn es warm geworden, Tannenharz rundherum, und bald wirst du die Stückchen flüssig geworden und umherschwimmen sehen. Alsbald, nachdem die Kohlen entfernt sind, wird es abgekühlt und fest."

Das hier geschilderte Verfahren weicht von dem in den folgenden Jahrhunderten geübten insofern ab, als später der Guss nicht mehr aus der verlorenen Form, sondern aus Formen, die immer wieder benützt werden konnten, erfolgte. Verwendet wurden durch Klammern oder andere Vorrichtungen fest zusammenschliessbare Kern- und Mantelstücke, die einen Zwischenraum in Gestalt des zu giessenden Gefässes oder Gefässtückes zwischen sich frei liessen, und in welche Hohlformen das durch Erwärmung flüssig gemachte Zinn durch eine trichterförmige Einflussöffnung hineingegossen wurde. Henkel, Boden und Deckel verfertigte man gesondert. Der Guss der Leibung wurde in zwei vertikal aufeinanderpassenden Hälften vorgenommen, die man nachher aneinanderlötete, oder es wurde der Hals mit der sich erweiternden Ausgussöffnung, der Leib und die Fussplatte für sich hergestellt.

Ob im vorliegenden Falle eine *Gussform* von Messing, Stein, Zinn, Blei, Gips oder Ton zur Verwendung kam, wissen wir nicht. Vielfach benützte man steinerne Formen, wie solche aus Zug im Landesmuseum aufbewahrt werden. Doch sind bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts auch die kostbareren Messingformen bezeugt, die manchmal verschiedenen Meistern und Werkstätten gleichzeitig zu dienen hatten.

Die *Verzierung* durch Gravierung und Reliefdekor ist bei beiden Kannen auf ein Minimum reduziert. Bei der Siderserkanne beschränkt sich der Schmuck auf ein eingestochenes Zahnmuster längs des zugespitzten Endes des Deckel- resp. Scharnierverstärkungsbandes, bei der Kanne aus dem Pfynwalde auf die gegossenen Eicheln der Krücke und den in Form eines hockenden Löwen reliefierten Deckelknopf. Bodenrosetten, wie wir sie an den norddeutschen, meist durch Baggerungsarbeiten gefundenen Kannen des 14. und 15. Jahrhunderts antreffen, und die, ähnlich klösterlichen Siegelbildern, die Gottesmutter mit dem Kinde oder Christus am Kreuz zwischen Maria und Johannes darstellen, finden sich auf keiner der beiden Walliserkannen.

Ebensowenig wie durch Bodenrosetten sind die Kannen mit einer Marke, d. h. durch ein Zeichen des für den Guss verantwortlichen Meisters und der Stadt, in der er seine Werkstatt hatte, ausgezeichnet. Es rührt dies nicht etwa davon her, dass zu dieser Zeit solche noch nicht bekannt waren. Enthält doch bereits die Zunftrolle der Hamburger Kannengiesser aus dem Jahre 1375 die Bestimmung, es solle jeder Meister neben seinem eigenen das Zeichen der Stadt in seine Erzeugnisse einschlagen. Aehnliche Vorschriften finden sich in der Ordnung der Zinngiesser von Limoges aus dem Jahre 1394 und in der Ordnung der Zürcher Kannengiesser vom 12. Juli 1371, der ältesten Handwerksordnung der Metallarbeiter dieser Stadt. In letzterer stossen wir auch auf Artikel, welche sich mit der Zusammensetzung des verwendeten Rohmaterials befassen und die monatliche Untersuchung der Mischungen durch die Zunftmeister vorschreiben. Ein frühes Beispiel für die Anbringung von Marken bilden die erstmals von Moriz Heyne publizierten und zur Aufbewahrung des heiligen Oels gebrauchten Zinnkannen des 14. Jahrhunderts aus dem Münster in Basel, die im dortigen historischen Museum aufbewahrt werden.

Da ein Stadtzeichen auf den beiden Walliserkannen fehlt, ist es uns auch nicht möglich, den *Herstellungsort* derselben festzulegen. Man könnte an Genf denken, wo um die Mitte

des 15. Jahrhunderts Zinngiesser nachweisbar sind, oder an eine dem bischöflichen Haushalt in Sitten angegliederte Werkstätte. Letzteres ist weniger wahrscheinlich, denn sozusagen alles aus dem Wallis stammende spätere Geschirr des 16. bis 18. Jahrhunderts wurde in Genf und in waadtländischen Städten angefertigt, und erst mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts sind u. W. einheimische Zinngiesser in Konkurrenz mit den auswärtigen Meistern getreten. Dies gilt besonders für die sog. „Walliserkannen", jene charakteristischen Gefässe mit kugelförmiger Leibung auf niedrigem, rundem Fuss, deren walzenförmiger Hals sich gegen die Mündung halbkugelig weitet, und die mit einem herzförmigen flachen Deckel geschlossen werden können, welcher sich in einem Walzengelenk mit Hilfe einer durch Eicheln oder Widderköpfe verzierten Krücke bewegt und meist von einem Widderrumpf bekrönt wird.

Nun weiss man, wie Kannenformen sich lange halten. Es sei nur an die angezogenen Walliserkannen erinnert, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts noch in der gleichen Art gegossen wurden wie in der zweiten Hälfte des 16. und in den beiden folgenden Jahrhunderten. Als Beispiel dienen können auch die schweren Schenkkannen mit ihren an der Mündung in einen Tier- oder Menschenkopf ausgehenden Röhrenausgüssen und den eisernen Traghenkeln. Sie wurden im 17. Jahrhundert noch ganz in den Formen des 15. hergestellt. [1])

Mit den sog. Walliserkannen zeigen aber die beiden Kannen aus Siders und dem Pfynwald nur ganz geringe Aehnlichkeit, während anderseits grösste Uebereinstimmung besteht mit der nordostschweizerischen Hombergerkanne, was wohl den Schluss zulässt, es seien die beiden Walliser Funde wie letztere von irgendeinem fahrenden französischen, deutschen oder Basler Zinngiesser verfertigt worden. Für das 14. Jahrhundert ist der Vertrieb der Ware durch Hausieren

---

[1]) So ist die leider in ausländischen Besitz gekommene Stubenkanne der Frauenfelder Constaffelgesellschaft das treue Abbild der noch dem 15. Jahrhundert angehörenden Spiezer Kanne im Landesmuseum, mit der die beiden Schenkkannen mit dem Wappen von Büren im Berner Hist. Museum übereinstimmen.

oder Verkauf an Jahr- und Wochenmärkten so gut möglich wie in späterer Zeit, wo wir deutsche Kannengiesser in Chur antreffen, einen Nürnberger Meister in Solothurn und den Berner Kannengiesser Adam Lienhart (nachweisbar 1578—1593) dessen Wirken John A. Brown auf Grund seines erhaltenen Rechnungs- und Hausbuches in höchst anziehender Weise geschildert hat, auf den Märkten von Thun, Landeron, Neuenstadt, Burgdorf, Murten und Lausanne, ja selbst von Basel und Mülhausen im Elsass. Etwas Genaues über den Herstellungsort lässt sich jedoch nicht aussagen. So interessant auch ein bestimmter Nachweis wäre, so ist er doch weniger wichtig als die Feststellung, dass die beiden im Wallis gefundenen Kannen mit grösster Wahrscheinlichkeit noch als Werke des 14. Jahrhunderts angesehen werden dürfen; wird doch dadurch der sehr kleine Bestand früher erhaltener Werke des Zinngusses in schweizerischen Privatsammlungen und Museen in erwünschter Weise um zwei weitere Stücke bereichert.

Abb. 6. Henkelinschrift auf der Siderser Kanne.

Quellen. *Bossard, Dr. G.,* Schweizer Zinnkannen. Beilage zum Jahrbuch des Schweiz. Alpenklubs, Bd. XLIII. — *Brown, Dr. John A.,* das Zinngiesser-Handwerk der Schweiz. Verlag Petri & Cie. A.-G., Solothurn, 1930. — *Demiani, Hans,* François Briot, Caspar Enderlein und das Edelzinn. Leipzig 1897. — Demole, Eugène, le trésor de la forêt de Finges (Journal de Genève, Nos. 38 et 39 des 8 et 9 février 1909). — *Gessner-Siegfried, Dr. A.,* Katalog des Kantonalen Antiquariums in Aarau. Aarau 1912. — *Hauser, E.,* Geschichte der Freiherren von Raron. Zürich 1916. (Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft VIII. Bd., Heft 2.) — *Hegi, Dr. F.,* Geschichte der Zunft zur Schmieden in Zürich 1336—1912. Zürich 1912. — *Heyne, Moriz,* Kunst im Hause. Abbildung von Gegenständen der mittelalterlichen Sammlung zu Basel. Basel 1882. — *Ilg, Albert,* Schedula diversarum artium des Mönches Theophilus (Rugerus). Wien 1874. (Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance, herausgegeben von R. Eitelberger von Edelberg, Bd. VII.) — *Lauffer, Otto,* Spätmittelalterliche Zinngegenstände aus Hamburg und einige niederdeutsche Vergleichsstücke. Hamburg 1913 (Mitteilungen aus dem Museum für hamburgische Geschichte Nr. 4). *Studer, Dr. G.,* die Berner Chronik des Conrad Justinger. Bern 1871.